Von der Feder eines Polizeibeamten von J. Geier.

Rome: Gräfin Mariensky mit Tochter. Begleitung: Dienerschaft. Gewöhnlicher Wohnort: V. Aufenthalt: Unbestimmt.

So lautete einer der Meldebettel der bemerkenswerten Persönlichkeiten, welche heute hier eingetroffen waren. Gräfin Mariensky — der Name klang mir nicht fremd. Ich blätterte in meinem Notizbuch und fand, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Vor etwa drei Jahren hatte die Gräfin in einer sehr delikaten Familien-Angelegenheit unsere polizeiliche Mithilfe in Anspruch genommen. Ich war mit den bezüglichen Erhebungen betraut worden und hatte dabei Gelegenheit gehabt, die hochinteressante Bekanntschaft der trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre noch schönen und geistreichen hocharistokratischen Dame zu machen. Daher war mir auch die Erinnerung an Gräfin Mariensky lebendig geblieben. Heberkräftig blühte ich in mein Notizbuch. Ganz richtig, dort stand der Name Mariensky, während der Meldebettel mit der Angabe Gräfin Mariensky ausgefüllt war. Sollte dies eine Versehenheit der Persönlichkeit bedeuten. Ich zog den adeligen Schematismus zu Rathe. Derselbe hatte nur den Namen Mariensky verzeichnet, eine große Linie Mariensky war darin nicht zu finden. Es mußte also die Hotelmeldung eine ungenaue, unsere strenge polizeiliche Verordnung, daß die Meldebettel von den Hotelgästen persönlich auszufüllen seien, in diesem Falle nicht beobachtet worden sein. Die Sache interessierte mich und ich ließ die Polizei-Agenten unserer Hotelbrigade, welcher mit der Heberwachung des Hotels X. beauftragt war, zu mir befehlen. Es war gerade die Stunde des Tagesrapports und der Agent sofort zur Stelle.

„Im Hotel X. ist heute eine Gräfin Mariensky mit Tochter gemeldet?“ „Ja wohl. Die Herrschaften sind mit dem Schnellzuge um sieben Uhr früh mit einer Kammerjungfer und vierem Diener eingetroffen.“ „Von wem wurde dieser Meldebettel ausgefüllt?“ „Von den Herrschaften selbst. Ich befand mich eben in der Portierloge, als der Zimmerkellner den Meldebettel überbrachte. Die Schrift scheint auch eine weibliche.“

Er hatte Recht. Die Schrift verrichtete eine Damenhand, aber eine im Schreiben ungeschickte. Vielleicht hatte die Kammerjungfer die Meldung erstattet? Dies möchte auch die Incorrectheit des Namens erklären.

„Sie haben die Gräfin gesehen?“ „Ja wohl. Eine ziemlich beachtete Dame, unvollkommene Figur mit granulierten Haaren.“

„Ah, das war nicht Gräfin Mariensky, die ich kennen gelernt und deren Bild mir noch deutlich vor Augen schwebte. Diefelbe war schlank, von imposanter Größe, hatte dunkelblondes Haar. Es mußte sich also um eine ganz andere Persönlichkeit handeln, Gräfin Mariensky, welche — der adelige Schematismus nicht kannte.“

„Nebenwaden Sie unauffällig die fremden Herrschaften und relationieren Sie mir über jede bemerkenswerte Wahrnehmung, die Sie bezüglich derselben machen.“ Befehl ich dem Polizei-Agenten und legte dann den Meldebettel zur Seite.

Am nächsten Tage erschien der Polizei-Agent Vormittags wieder zum Rapport.

„Bringen Sie etwas Neues über Gräfin Mariensky?“ fragte ich gezwungen.

„Zu Befehl. Die Gräfin ist hierhergekommen, um die Heiratsangelegenheit ihrer Tochter Olga mit Baron Wolfgang S-burg zu ordnen.“

„Einem Sohne des Baron Roderich S-burg?“

„Derselben.“ Der Name des Barons S-burg war mir bekannt, jedoch nicht seine Person. Es war dies auch bezeichnend. Baron S-burg bewohnte mit seinem Sohne ein von unserer Stadt eine halbe Tagereise entferntes Schloss im Gebirge und hatte dasselbe seit Jahren nicht mehr verlassen, noch Jemanden dort empfangen. Die Gesellschaft hatte ihm daher auch den Namen „der Einsiedler“ gegeben.

„Und ist auch Baron S-burg hier?“ „Ja wohl, Vater und Sohn. Sie haben bereits gestern Nachmittag, von einem eleganten Herrn fremdländischen Aussehens begleitet, einen Besuch bei der Gräfin gemacht und haben dort einige Stunden verweilt. Spät Nachmittag haben sich dann die Herren zu unserem ersten Juwelier K. beggeben, wo Baron Roderich S-burg einen Braut schmuck im Werte von zehntausend Gulden für die junge Gräfin Mariensky gewählt und den Juwelier beauftragt hatte, denselben heute Mittags der Gräfin zu überreichen.“

Der Gräfin Mariensky, deren Namen man im adeligen Schematismus vergebens suchte? Die Sache erschien mir bedenklich.

„Und wer war der Fremde, welcher die Barone S-burg begleitete?“ „Den Namen vermochte ich nicht zu erfahren, ich hörte nur, daß Baron Roderich S-burg, als die Herren an der Portierloge vorübertraten, denselben Marsche bettelte.“

„Gut. Verfolgen Sie sich sofort wieder in das Hotel X. und lassen Sie die

Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16.

Beilage zum Rebraška Staats-Anzeiger.

No. 40.

Gräfin Mariensky sammt ihrer Dienerschaft nicht aus dem Auge. Weitere Befehle werden Sie dort abwarten. Im Vorübergehen können Sie den Juwelier K. ersuchen, sich in einer dringlichen Angelegenheit zu mir bemühen zu wollen.

Mariensky — Mariensky, merkwürdig, daß diese Namensähnlichkeit so sehr meine Gedanken beschäftigte. Nochmals blätterte ich im Verzeichnis adeliger Namen, aber mit demselben negativen Resultate. Gräfin Mariensky hatte allerdings eine Tochter Olga gehabt, doch war dieselbe vor mehr als Jahresfrist gestorben, und Gräfin Mariensky wollte ihre Tochter Olga jetzt verheiraten. Welch seltsames Spiel des Juffalles in den beiden gräflichen Familien, deren Namensunterschied nur in einem Buchstaben bestand! Ob die Antwort auf die telegraphische Informationsfrage, die ich noch gestern an die Polizeidirektion in V. gerichtet hatte, eine Aufklärung bringen würde?

Als der Juwelier K. bei mir erschien, bestätigte er mir vollständig die Angaben des Polizei-Agenten. Die beiden Barone S-burg waren gestern nach Einbruch der Dämmerung in Begleitung eines dritten Herrn, dessen fremd klingender Name dem Juwelier entfallen war, in seinem Geschäfte erschienen, hatten einen sehr schönen Schmuck zum Preise von zehntausend Gulden ausgewählt und zur Sicherheit des Juweliers einen Creditbrief auf das Bankhaus N. dessen Geschäft außer Zweifel hand, hinterlegt. Heute Mittags soll der Schmuck vom Geschäftsführer des Juweliers der Gräfin Mariensky in das Hotel X. überbracht werden.

Würden Sie Anstand nehmen, Herr K., mich dabei die Rolle Ihres Geschäftsführers übernehmen zu lassen?“ fragte ich den Juwelier, einen möglichst einfältigen Folge leistend.

Der Juwelier blühte mich überaus an.

„Sie, Herr Commissär? Im Ernste?“ „In vollem Ernste. Der Grund davon ist vorläufig Dienstgeheimnis. Sie könnten versichert sein, daß Sie keinerlei Mißbrauch Ihres Vertrauens zu befürchten haben.“

„Nebst Ihnen können Sie mich von einem Ihrer Geschäftsbekanntesten mit dem Schmuck begleiten lassen.“

„Herr Commissär werden doch nicht glauben...“

„Daß Ihnen der Schmuck in meinen Händen nicht sicher genug erscheint? Nein, trotzdem die Erfahrung lehrt, daß Juweliere in ihren Geschäften nicht vorsichtig genug sein können. Die Wahrscheinlichkeit ist mir nur für meine Zwecke geeignet. Um halb zwölf Uhr stelle ich mich Ihnen als Ihr neuer Geschäftsführer vor. Abgemacht! Und selbstverständlich strengste Verschwiegenheit.“

„Der Wunsch der Polizei muß mir Befehl sein. Ich werde Sie persönlich erwarten, Herr Commissär.“

Kurz vor 12 Uhr Mittags fand ich mich mit einem Geschäftsbekanntesten des Juweliers K. im Hotel X. ein. Dort beauftragte ich den Polizei-Agenten, der mein harte, die Kaffe mit dem Schmuck zu übernehmen und mich statt des Geschäftsbekanntesten zur Gräfin zu begleiten. Die Gräfin bewohnte drei Etagen der ersten Etage. Die Kammerjungfer meldete uns an, und wir wurden sofort empfangen. Ein glattes, weißes, in herrschaftlicher Livree mit aufwendig verzierten Ornamenten versehenes Dienstmädchen öffnete uns die Thür zum Salon. Er warf einen sichtlich überraschten Blick auf mich und meinen Begleiter und wendete sich, während mit der Schwelle überdrückt, rasch mit einer Frage an die Kammerjungfer.

Gräfin Mariensky erwartete mich bereits im Salon. Es war eine kleine, ziemlich stark gebaute und etwas zu aufwendig gekleidete Dame im Alter von mehr als fünfzig Jahren, mit vollem runden Gesichte, aus welchem zwei kleine Augen mit unerbittlichem Blicke auf den prächtigen Schmuck blickten, den ich der Gräfin mitbrachte. Ich bemerkte, daß die Gräfin meine Begleiter entnommen hatte.

„Sie kommen von Juwelier K. — ah, sehr schön — Olga kommt doch, es wurde Dein Braut schmuck gebracht, den Dir gekümmert Baron S-burg verprochen.“

„Ein rötlich blondes Mädchen in einem lichtblauen Sammetkleide kam rasch aus einem Nebenzimmer und schien über die Schönheit des Schmuckes sehr überrascht, mehr als man es bei einer Dame vom Range der Gräfin Mariensky wohl hätte erwarten sollen.“

„Ah, wie prächtig das dunkel und blüht, geben Sie mir...“

„Parbleu, aber ich habe von meinem Chef den gemessenen Auftrag, den Schmuck nur in die Hände der Gräfin-Mutter Mariensky zu übergeben.“

„Gräfin-Mutter Mariensky bin ich,“ bemerkte mit Empörung die ältere Dame.

„Gräfin Mariensky aus V.“ „Ja wohl, aus V., dort liegen meine Güter.“

„Und befindet sich dort auch der Herr Graf Mariensky?“

„Mein Herr, was berechtigt Sie zu dieser Frage?“

„Der begründete Verdacht, in ihnen eine Betrügerin vor mir zu sehen, Madame. In V. existieren wohl Grafen Mariensky, aber nicht Mariensky.“

Mariensky oder Mariensky, das kann Ihnen sehr gleichgültig sein. Sie haben mir nur den Schmuck zu übergeben, mit dem Sie Ihr Herr zu mir gefandt hat.“

„Keineswegs. Mein Auftrag lautet zu meinem Bedauern anders. Herr Polzeigent, verhaften Sie die Dame.“

Die Dame stieß einen Schrei aus und machte eine Bewegung, als ob sie sich auf mich stürzen und mir den Schmuck entreißen wollte.

„Anhebt! Was giebt Ihnen ein Recht dazu, mein Herr?“

„Meine amtliche Eigenschaft als Polizei-Commissär und dieses Telegramm der Polizei-Direktion V., laut welchem die wirkliche Gräfin Mariensky gegenwärtig in V. befindet und daher die vorgelieferten Gräfinen Mariensky Hochherrsinnen sein dürften.“

So war es auch in der That. Wir hatten einen guten Fang gemacht. Die beiden Barone S-burg waren in eminentester Gefahr gewesen, die Opfer einer internationalen Gaunergesellschaft zu werden. Baron Roderich S-burg hatte sich durch eine Zeitungsannonce, in welcher die Vermittlung der Heirat einer sehr vermögenden aristokratischen Dame mit einem jungen Adeligen angetragen wurde, verfahren lassen, eine diebezügliche Correspondenz mit einem angeblichen Marsche Serraglio in V. einzugehen. Bei dem durch sein bisheriges einfaches Leben bedingten vollkommenen Mangel an Damenbekanntschaft war dies dem Baron S-burg sehr der beste Weg erschienen, seinem herangewachsenen Sohne, der etwas geistig beschränkt war, eine standesgemäße Frau zu verschaffen und gleichzeitig durch die erhöhte Mißgüt dem drohenden Rückgang seiner finanziellen Verhältnisse zu steuern. Zu diesem Zwecke hatte er dem Marsche Serraglio, der die Verhandlungen mit der Gräfin Mariensky, der Mutter der in Aussicht genommenen Braut, durchzuführen sich erboten hatte, bereits mehrere hundert Gulden vorgezahlt, war nach den getroffenen Vereinbarungen gefahren hier mit den Gräfinen Mariensky zusammengetroffen und hatte nach Unterzeichnung des Heiratsvertrages dessen Sohne mit Gräfin Olga, welche eine Mißgüt von dreihunderttausend Gulden erhalten sollte, auf den Rath des Marsche Serraglio sofort einen Braut schmuck im Werte von zehntausend Gulden angekauft. Der geschickt angelegte Plan wäre auch den Gaunern entschieden gelungen, wenn die mit der Rolle der Gräfin betraute Person, eine bereits wiederholt abgestrafte Schwindlerin, deren Identität wir leicht durch eine Photographie unseres Verbrecheralbums feststellen vermochten, sich nicht unachtsamerweise als Gräfin Mariensky hant Mariensky gemeldet hätte.

Dieselbe büßte ihre Strafe noch gegenwärtig nebst ihrer vorgelieferten Tochter in einer weiblichen Strafanstalt ab. Auch Marsche Serraglio, ein unter den verschiedensten Namen berühmter Hochhändler, dessen Haftnahme uns noch im Laufe desselben Tages gelangen war, theilt ein ähnliches Schicksal. Nur der Diener, welchem mein oder des Polizei-Agenten Erkennen bei der Gräfin Verdacht erweckt haben mochte, war und blieb auch mit der Kammerjungfer verschwunden.

Der Fall hat feinerzeit Aufsehen erregt und es ist die Verhaftung der Hochhändlergesellschaft von der öffentlichen Presse als glücklicher Polizeierfolg bezeichnet worden. Daß der Erfolg eigentlich nur einem Buchstaben als Detectiv bloß war vom Frack.

Unter dem Waggon.

Das Abenteuer eines Eisenbahn-Wagenes.

Ich bin Zivil-Ingenieur, oder besser gesagt, ich war es, bis ich mich vor einigen Jahren mit einem hübschen Vermögen zur Ruhe setzte. Leute unserer Berufs haben öfters recht aufregende Erlebnisse zu vermelden, allein ich bewiesse sehr, daß schon irgend Eines außer mir eine Jahresgehaltigkeit von fünfzig Kilometer per Stunde unterhalb eines Eisenbahn-Waggones schwabend geriet ist.

Ich habe niemals Neigung zum Luftschiffen von Abenteuerern um ihrer Willen empfunden, aber ich war nicht furchtlos, wenn es die Ausführung einer mit Gefahr verbundenen Aufgabe galt. Mein Beruf brachte mich daher öfters in große Gefahren, ohne daß mir jedoch, von dem eben mitgetheilten Vorfall abgesehen, irgend welcher Unfall zugefallen wäre.

Es war in den siebziger Jahren, als ich die Stellung eines Chef-Ingenieurs an einer der großen, von V. ausgehenden Bahnhöfen erhielt. Ich war ein erfinderischer Kopf und hatte kurz zuvor ein Patent auf ein Achsengestell für sechsradrige Waggonen herausgenommen. Es war dies eine Erfindung, welche den betreffenden Wägen genügenden Spielraum gab, um sich selbst den scharfen Kurven anzupassen und somit die starke Reibung an den Schienen und die hieraus erwachsende Gefahr zu verhindern.

Meine Erfindung wurde verständig auf mehreren Waggonen meiner Linie angebracht, und das Resultat war allem Anschein nach ein durchweg befriedigendes. Trotzdem kam es zwischen mir und einem Kollegen und alten Freunde, dessen Kenntnisse und Erfahrungen ich sehr hoch zu schätzen gelernt, zu einem technischen Disput über einige wichtige Details. Es handelte sich um das Funktionieren meiner Vorrichtung während der Fahrt, und mein Modell brachte uns der Lösung der Frage um keinen Zoll breit näher.

„Weißt Du, was ich thue?“ sagte ich schließlich. „Ich werde mich selbst überzeugen, indem ich zusehe, wie das Ding arbeitet.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich nun, ich reise eben, in einer Hängematte liegend, unterhalb des Waggonen mit, und beobachte so die ganze Geschäfte.“

„Mein Freund lächelte ungläubig. „Wilst Du mich begleiten?“ fuhr ich fort. „Ich rede im Ernste.“

„Nein, danke,“ entgegnete er. „Ich muß es ablehnen, mich auf ein solches halbes Waagniß einzulassen. Ich habe Frau und Kinder.“

Ich meinerseits war entschlossen, die Sache zum Austrag zu bringen. Falls er Recht haben sollte, würde die von ihm vorgeschlagene Veränderung halbwegs auszuführen werden, und so trat ich dem Anordnungen, um nächsten Tages meine originale Fahrt mit dem Schnellzuge nach V. anzutreten.

Als ich am Bahnhof anlangte, fand ich, daß meine Anweisungen genau befolgt worden waren. Unter dem Waggon war ein großes Stück Seidleinwand an vier starken harten Eisen aufgehängt, deren Enden durch schiedliche eiserne Schließhaken gingen und gehörig verlotet und beschliffen waren. Ich prüfte Alles vorsichtig und fand es sicher.

Wenige Minuten vor dem Abgange des Zuges trock ich, von meinem Freunde unterhütet, der gekommen war, um mich meine seltsame Reise antreten zu sehen, in die Hängematte. Er wünschte mir gute Reise, die Dampfpeife erkündete, und wir fuhren langsam aus dem Bahnhofe hinaus.

Wie ich so, meine Cigarre paffend, auf dem Rücken lag, war die Bewegung anfänglich eine durchaus angenehme. Je mehr aber die Fahrgeschwindigkeit zunahm, desto unbehaglicher wurde meine Situation. Mit stetig wachsender Heftigkeit wurde ich hin- und hergeworfen, und war bald von Staub und Asche bedeckt, die mir der furchtbare Jagwind mit solchem Ungestüm in's Gesicht trieb, daß es mich zeitweise recht heftig schmerzte. Inzwischen waren meine Augen durch eine durchsichtige Brille geschützt, mit welcher ich mich vorsichtiger Weise versehen hatte. Von meinem Plage aus konnte ich das Funktionieren des Achsengestelles genau beobachten. Ich kannte die Lage und Charakter jeder Kurve an der ganzen Linie und wußte daher, wann ich ganz besonders aufpassen hatte. Groß war meine Freude, als ich fand, daß meine Ansichten über die Wirksamkeit meines Mechanismus in jeder Beziehung die richtigen waren. Jeder Hebel, jeder Drehring arbeitete vorzüglich, und von der übermäßigen Spannung, welche nach der Meinung meines Freundes an gewissen Stellen hätte eintreten müssen, war keine Spur. Eine Verbesserung des Apparates schien unmöglich.

Wir hatten die scharfste Kurve auf der ganzen Strecke passiert und begannen nun mit vollem Dampf zu fahren, was zur Folge hatte, daß meine Lage eine außerordentlich bewegte wurde. Das Rollen, Schlingern und Stoßen eines kleinen Bootes bei stürmischer See ist nichts im Vergleich mit den Evolutionen, die ich nolens volens durchmachte. Vielmehr glich ich einem Menschen, der auf einem Vaten sehr heftig geprellt wird.

Ein neuer Stoß machte mich in die Höhe fliegen und ich stieß mit dem Kopfe

so heftig gegen das Balkenwerk, daß es mich beinahe betäubte. Ein andrer Mal wäre ich fast hinaus und unter die Räder gefahren worden. Um des lieben Lebens halber war ich genöthigt, mich am Rande meiner Hängematte anzuklammern, und die rauhe Seidleinwand richtete meine Hände übel zu. Um das Geseh vollständig zu machen, übernahm ich ein Gefühl von Schwindel und Uebelkeit — die richtige Seefrankheit auf trockenem Boden, und ich begann gegen mich selbst zu wüthen, weil ich eine so tollkühne Idee zur Ausführung gebracht hatte.

Da plötzlich, als ich zufällig den Blick auf eins der beiden die Hängematte tragenden Seile mir zu Häupten richtete, sah ich zu meinem größten Entsetzen, daß dasselbe durch die Reibung mit einem Theile des Achsengestelles mehr als zur Hälfte durchschnitten war! Es hing nur noch an einigen Fasern! Zerriß auch diese, so war mir der Tod gewiß. Ich mußte entweder zwischen die Räder hinanstrecken, ohne mit dem Mechanismus des Waggonen in Berührung zu kommen. Aus demselben Grunde konnte ich mich nicht an dem Rahmenwerk über mir fest halten, denn die einzigen mir erreichbaren Theile desselben waren die Hebel, die sich beständig von einer Seite zur anderen bewegten und meine Hände unfehlbar zerquetscht haben würden.

Das Seil wurde immer dünner und dünner, und ich wußte, daß es in wenigen Minuten um mich gehen würde. Mir blieb absolut nichts Anderes übrig, als mich in mein Schicksal zu ergeben und den Tod zu erwarten, aber ich that das nicht mit jener kühlen Resignation, welche angeblich den Helden jeder Art eigenenthümlich sein soll, sondern in unersäglicher Angst. Mein Leben hing, buchstäblich gesprochen, an einem Faden, und ich konnte nichts thun, als in kaltem Schweiß gebadet und zitternd hier liegen bleiben und den Moment abwarten, wo mein gebrechlicher Halt nachgeben mußte.

Plötzlich ließ die Lokomotive ein lautes, schrilles Pfeifen erklingen und ich wußte, daß die Bremsen in Thätigkeit gesetzt wurden und unsere Fahrgeschwindigkeit sich rasch vermindern würde. Was konnte das bedeuten? Der Maschinenist mußte irgend ein Warnungssignal erkündet haben. O, wenn der Zug zu einem Halt käme! Dann konnte ich entkommen.

Er fuhr langsamer und langsamer und ich erlebte mich die Hoffnung auf eine baldige Rettung, als ein zweiter, kurzer Pfiff mir sagte, daß die Strecke wieder frei war. Ich spürte, wie die Bremsen gelöst wurden.

Jetzt war meine Zeit da oder niemals! Ich wußte, daß, so lange ich noch hoffen durfte, an meinem Plage zu bleiben, der Zug kein langsames Tempo annehmen würde. Wir mochten jetzt fünfzig bis sechzig Kilometer in der Stunde machen.

Plötzlich hatte ich mein Lothener hervorgeholt und aufgeschlagen, den Arm ausgestreckt und die Lippe des Seiles, welche das eine Ende meiner Hängematte noch hielt, durchschnitten. Dann schloß ich die Augen und ließ mich hinabgleiten, wobei ich mit aller mir noch zu Gebote stehenden Kraft darauf bedacht war, der Länge nach in die Mitte des Geleises zu fallen. Ich empfand einen furchtbaren Schlag auf den Hinterkopf, der mir die Bewußtsein geraubt haben muß.

Als ich wieder zum Bewußtsein kam und die Augen aufschlug, lag ich zwischen den Schienen, und von einem Zug war nichts zu sehen. Ich fand, daß ich mehrere schwere Kontusionen erhalten hatte, daß meine linke Schulter ausgezerrt und der rechte Fußknöchel verstaucht war. Andere Verletzungen kenne ich nicht vorhanden zu sein. Unter heftigen Schmerzen gelang es mir, etliche hundert Meter bis zu einem Häuschen zu humpeln, wo mich die Frau eines ländlichen Arbeiters liebedeul annahm. Sie schickte ihren Sohn nach dem zunächst wohnenden Wundarzt, der mir die Schulter alsbald einrenkte und beinahe meinen ganzen Körper mit Pflastern, Binden und Bandagen bedeckte. Dann fuhr er mich nach dem nächsten Bahnhof, wo ich meine Rettung telegraphisch meldete und den nach V. zurückfahrenden Zug abwartete.

Bei meiner Ankunft dabeist fand ich viele der Bahnbeamten auf dem Perron versammelt, die mir wegen meines Unfalles condoleirten und gleichzeitig gratu-

lirten, daß ich mit dem Leben davon gekommen sei. Man war meinetwegen in großer Aufregung und Beforgniß gewesen. Als der Zug in V. eingetroffen war und man entdeckt hatte, daß ich fehlte und daß mir ein Unfall zugefallen sein mußte, hatte man die ganze Linie entlang nach meinem Körper gesucht, und mein gänzlich verschwunden war Allen räthselhaft erschienen.

Mein Freund und Colleague, dem der Vorfall große Angst bereitet hatte, half mir beim Einsteigen in die Miethskutsche, welche er bereit hielt, um mich nach meiner Wohnung zu bringen.

„Wie war es nur möglich, daß Du unter solchen Umständen lebendig davon gekommen bist?“ fragte er, als wir aus dem Bahnhof herausfuhren.

„Das werde ich Dir ausführlich erzählen, wenn wir erst zu Hause sind,“ erwiderte ich. „Vor Allem aber höre dies eine: Ich hatte Recht und Du Unrecht.“

„Mein lieber Junge,“ sagte er lachend, aber in vollem Ernste, „es freut mich aufrichtig, daß Du wenigstens diese eine Genugthuung aus der fatalen Affaire gewonnen hast, und ich gratulire Dir daher doppelt und von ganzem Herzen!“

Alles zu seiner Zeit.

Bei einem Manöver in Ostpreußen legte eine Artillerieabtheilung im laufenden Galopp durch ein kopirtes Terrain und über einen breiten, mit Wasser gefüllten Graben. Die Kasse hatten den Sprung zu kurz genommen, eine Kanone, deren Probstaffen auf das Ufer des Grabens gekommen war, blieb im sumptigen Boden stecken. Der erste Kanonier derselben, ein Mann von starker Kraft, sprang nun in das Wasser, stützte seine Schulter unter das Rohr des Geschützes, hob dasselbe, und die Pferde zogen an — der Graben war überschritten. „Bravo, mein Junge,“ rief der 1843 verlorbene Prinz August von Preußen, und, von seiner Schwärze eine Hand von Kanitlen reichend, gab er für den Kanonier mit den Worten: „Trage das als Portepée zu meinem Andenken.“ Ein Geschenk von fünfzig Thalern in Gold folgte am Abend.

Bald darauf wollte ein Artillerist, der von dem Ereigniß gehört, auch seine Kräfte zeigen, und als der Prinz im Artilleriehofe in Berlin ein vierundzwanzigpündiges Geschütz auf eine Waffentische legen ließ, hob der Berwegene dasselbe von der Erde und legte es sich auf's Knie, bis die Lafette kam. Da rief der Prinz: „Der Mensch ist ein Narr, er riskirt ja seine geliebten Glieder ohne alle Noth, das ist Mißbrauch der Kräfte; drei Tage Arrest!“

Berliner III.

Der Berliner ulkt bekanntlich über alles. Hier zwei kleine Proben: Die Werber sehe Kirche besah früher an der Vorderfront zwei Uhren, je eine an jedem der beiden Thürme. Ein jugendlicher Handwerksbursche bewunderte die Kirche, findet es aber sehr auffallend, daß zwei Uhren angebracht sind. Ein Geschäftler wird also zu Rath gezogen: „Sagen Sie mal, lieber Mann, wozu sind wohl an die Kirche zwei Uhren gemacht, die alle beide gehen?“ Und die Antwort: „Wie kann aber einer so mit den Damsel geschlagen sind, daß er des nicht weis. Wenn ich nu wissen will, was die Klocke is, und sehe noch eine Uhr, wonach seht er denn?“ Schläuer Weise hat man später die zweite Uhr von der Front der Werber'schen Kirche entfernt — nur Spuren weisen darauf hin, daß sie einstmal da gewesen ist.

Und nun zum Brandenburger Thor, in dessen Nähe eine alte Hölzerin lag. „Liebes, können se mich nicht sagen,“ so wird die Hölzerin von der Potsdamerin gefragt, „was det da oben uf det Thor vor 'ne Puppe is?“ Die Hölzerin: „Ja nun, was wird det sein! Altmodische Geschichte, Kurfürsten von Brandenburg, siebenjähriger Krieg, det is et!“ Die Potsdamerin: „Ah! is! dachte mir schon so was — na is! danke recht schön.“

Ein Realist.

Sie: „Du sprichst doch immer nur vom Essen und Trinken. Hast Du denn gar keinen Sinn für etwas Höheres?“ Er: „O ja! Wenn man so recht gut gegessen und getrunken hat und sich dann ein gutes Cigarren anzünden kann — weißt Du — das ist das Höhere!“

Auf der Straße.

Sidel: „Kommisslone Streber is doch ein elastischer Kenonemist.“ Dofel: „Das will ich meinen, gestern grüßte er sogar den Geldbriefträger.“

Freiwillig.

„Du bist ja auch Mitglied von dem neuen Sparverein!“ „Freiwillig! Sparen thut noth in der Zeit!“

„Wie viel habt Ihr schon in der Kasse?“ „Gegenwärtig nichts! Von den Einlagen wurden die Ausgaben für zwei Vereinsbälle bestritten!“

Am Hochzeitsstage.

Mutter: „Aber Lina, weshalb hast Du denn solche Angst vor der Ehe?“ Tochter: „Wegen der Gardinenpredigten... weißt Du, Mama, ich habe halt gar kein Redner-talent!“

Am Hochzeitsstage.

Mutter: „Aber Lina, weshalb hast Du denn solche Angst vor der Ehe?“ Tochter: „Wegen der Gardinenpredigten... weißt Du, Mama, ich habe halt gar kein Redner-talent!“

Am Hochzeitsstage.

Mutter: „Aber Lina, weshalb hast Du denn solche Angst vor der Ehe?“ Tochter: „Wegen der Gardinenpredigten... weißt Du, Mama, ich habe halt gar kein Redner-talent!“